



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Das diesjährige Prachtwerk.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

andere Ansicht haben, so ist dies wenigstens aus den drei Romanen, welche ich hier als seine bedeutendsten ins Auge gefaßt habe, nicht zu erkennen, und es leuchtet doch aus jedem Kunstwerk, auch ohne die Absicht des Künstlers, dessen geheimste Seele hell hervor. So müssen wir denn Zola wohl kritisch als das erkennen, als was er sich uns in der Erfahrung zeigt: als einen Schriftsteller, der just das Zeug dazu hat, bei seinen Lebzeiten sehr viel gelesen zu werden. Ob er aber in künftigen Zeiten noch etwas anderes sein wird als eine historische Merkwürdigkeit der Literatur, das ist sehr fraglich, denn er ist wohl nur das interessanteste Beispiel für die notwendigen Folgen eines Irrtums. Der Romandichter folgt, wenn er nicht selbst Denker ist, den Philosophen seiner Zeit, und unsre Philosophen wissen nicht, daß die Wahrheit und die Schönheit eines und dasselbe sind.



Das diesjährige Prachtwerk.

Ich schrieb bei nächtlicher Lampe
Den Jammer, der mich traf,
Er ist bei Hoffmann und Campe
Erschienen in Kleinktav.

Es hat ihn Robert Schumann
Gefühlsvoll komponirt
Und jetzt gar Herr Paul Thumann
In Lichtdruck illustriert.

So ziehn meine Vieder und Wike
In modischem Puzze durchs Land,
O braver Herr Adolf Tige,
Ich drück' Ihnen herzlich die Hand.



In der literarischen und Kunstkritik einzelner unsrer gelesensten Wochen- und Monatschriften macht sich neuerdings eine Schwenkung bemerkbar. Erscheinungen, die noch vor fünf, ja noch vor drei und zwei Jahren dem Publikum stets voll Entzücken angepriesen wurden — als da sind: „Musikdrama,“ „Deutsche Renaissance,“ „Archäologischer Roman,“ „Illustrierte Prachtwerke“ u. dergl. —, müssen sich plötzlich gefallen lassen, mit kritischen Augen betrachtet zu werden, und die früheren begeisterten Lobsprüche machen kühleren Urteilen Platz. Eine geradezu auffällige Probe dieser Wandlung des Urteils bildet eine Besprechung

der kürzlich erschienenen „ersten illustrierten Ausgabe“ von Heines „Buch der Lieder,“*) welche sich im Oktoberhefte von „Nord und Süd“ findet.

Die „Grenzboten“ haben die Genugthuung, in allen diesen Fragen seit Jahren den Standpunkt eingenommen zu haben, den andre Zeitschriften jetzt mehr oder weniger verschämt auffuchen — ob aus Überzeugung auffuchen, oder weil sie an ihrer Abonnementzahl die unliebsame Bemerkung gemacht haben, daß dem Urteil einer verständigen und denkenden Minderheit unsers Volkes sich nicht ungestraft fort und fort Hohn sprechen läßt, wollen wir nicht untersuchen.

Als die „Grenzboten“ vor einigen Jahren wiederholt an einzelnen Erzeugnissen der sogenannten Prachtwerksliteratur mit abfälligen, aber aufs eingehendste motivirten abfälligen Urteilen ein Exempel statuirten, standen sie mit diesen ihren Urteilen innerhalb der deutschen Zeitschriften völlig isolirt da. Schon vorm Jahre änderte sich das. Als im Sommer vorigen Jahres die Deutsche Verlagsanstalt in Stuttgart ihren illustrierten Goethe auf den Markt brachte, und die „Grenzboten“ sofort und ehe noch irgend eine andre deutsche Zeitschrift etwas über das Unternehmen gebracht hatte, in einem geharnischten Artikel dagegen auftraten, der aufs eingehendste das Verfehlte des Unternehmens und das zum Teil Unwürdige seiner Ausführung darlegte, mochten andre Zeitschriften doch Bedenken tragen, in ihrer gewohnten Manier in die Lärmtrompete zu stoßen, und so erschienen überall sehr kurze und sehr kleinlaute Anzeigen dieses illustrierten Goethe. Die „Grenzboten“ nehmen noch heute das Verdienst für sich in Anspruch, damals sofort einen kräftigen Kiegel vorgeschoben zu haben. Wie anders würden die Besprechungen hie und da gelautet haben, wenn nicht der Grenzbotenartikel vorausgegangen wäre! Aber auch in der Zwischenzeit haben wir diese Wahrnehmung wiederholt bestätigt gefunden, und eines der schlagendsten Beispiele von dem sehr veränderten Ton, den das Urteil gewisser Zeitschriften angeschlagen hat, ist, wie gesagt, die oben erwähnte Kritik in „Nord und Süd.“ Wenn dieser illustrierte Heine vor fünf Jahren erschienen wäre, damals, wo Herr Paul Lindau aus Kameraderie oft das jämmerlichste Zeug in den Himmel hob und nur dann und wann einmal an einem armen dummen Teufel zum Scheine den großen Kritiker spielte, er würde damals ganz sicherlich eine solche Besprechung in einer der von ihm herausgegebenen Zeitschriften nicht zugelassen haben.

Auch dem illustrierten Heine gegenüber hätten wir gern wieder den Ton angegeben. „Nord und Süd“ ist uns zuvorgekommen, weil ein „freundlicher Zufall es gewollt hat,“ daß die Redaktion „schon vor dem Zeitpunkte der eigentlichen Veröffentlichung (was ist denn eine „uneigentliche“ Veröffentlichung?) von dem Buche Einsicht nehmen durfte.“ Man kennt diese „freundlichen Zufälle“ —

*) Heinrich Heines Buch der Lieder. Mit 12 Lichtdruckbildern und 100 Textillustrationen nach Originalzeichnungen von Paul Thumann. Erste [vollte Gott, letzte!] illustrierte Ausgabe. Leipzig, Adolf Eitz. o. J. (1883).

bestehend in Aushängebogen, welche die Verleger besonders viel versprechenden Zeitschriften schon vor der Herausgabe eines Buches zusenden. Die „Grenzboten“ sind vor solchen „freundlichen Zufällen,“ wenigstens gewissen Verlegern gegenüber, ein für allemal gesichert. Wir tragen unser Schicksal mit Ergebung und ohne jeden Neid. Können wir uns nun aber einen glänzenderen Erfolg davon wünschen, daß wir uns jahrelang durch Spott und Anfeindung aller Art in unsern Bestrebungen nicht haben irre machen lassen, als daß eine Zeitschrift wie „Nord und Süd“ uns jetzt eine Kritik, wie sie vor zwei oder drei Jahren nur die „Grenzboten“ zu schreiben gewagt hätten, vorwegnimmt, sodaß wir unsrerseits nichts besseres thun können als an sie anknüpfen?

Der Verfasser der angeführten Besprechung verfährt nach dem üblichen Rezepte der sogenannten „wohlwollenden“ Besprechungen: er „äußert etliche Bedenken vorweg“ und „wendet sich dann dem Rühmenswerten zu.“ Leider thut er dies nicht stillschweigend, sondern begeht die Bosheit, durch die er sein ganzes Wohlwollen wieder aufhebt, den Leser auf diese Gruppierung seiner Bemerkungen aufmerksam zu machen. „Dem, sagt er, zählt man erst auf, was man lobenswert gefunden hat, und hinkt am Schlusse mit einer Einwendung nach, so erhält diese durch ihr Nachklingen einen unberechenbaren Nachdruck.“

Der „Haupteinwand,“ den der Rezensent gegen den illustrierten Heine zu machen hat, geht „gegen die Wahl des Stoffes.“ „Das Buch der Lieder ist für die Illustration wenig geeignet. Es ist dafür wirklich spröder Stoff. Einzelne der Gedichte fordern [zwar] den Stift förmlich heraus, die meisten aber, in ihrem verschwimmenden Gefühle, in ihrer verklingenden Melodik, ihrer häufig rein sprachlichen Wirkung sind durchaus unbildlich. Heines Dichtungen sind wie die Goethes in ungewöhnlichem Grade musikalisch, und es ist ein alter Erfahrungssatz, daß in den meisten Fällen, wo der Komponist hingerissen wird, der Zeichner ruhig bleibt, daß für solchen Ausdruck nicht bloß Gedanken, sondern auch Formen zu fern stehen.“ Schade nur, daß der Rezensent von dem, wovon er seinen Haupteinwand hernimmt, selber keine recht klare Vorstellung, sondern mehr ein „verschwimmendes Gefühl“ gehabt zu haben scheint.

Schon in unserm Aufsatz über den illustrierten Goethe haben wir seiner Zeit auseinandergesetzt, welche Verwirrung es überhaupt ist, einen Lyriker „illustriren“ zu wollen, mag er nun Goethe oder Heine heißen. Was bildlich dargestellt werden kann, das ist doch immer nur eine äußere Handlung oder eine äußere Situation. Ein lyrisches Gedicht aber, wenigstens ein rein lyrisches, beschäftigt sich mit innern, seelischen Vorgängen, es spricht Empfindungen aus. Wie soll man diese anschaulich machen? „Ich grille nicht, und wenn das Herz auch bricht“ — „Mir ist, als ob ich die Hände aufs Haupt dir legen sollt“ — „Ich wollt', meine Schmerzen ergössen sich“ — wie in aller Welt soll man so etwas „illustriren“?

Nun giebt es freilich bei Heine wie in aller Lyrik verhältnismäßig wenig rein lyrische Erzeugnisse. Viele Gedichte in Heines „Buch der Lieder“ sind gar keine Lieder, überhaupt keine lyrischen, sondern epische, rein epische Gedichte, andre enthalten Schilderungen, Beschreibungen von wirklichen oder bloß gedachten, vorgestellten, ersehnten, exträurten, in der Erinnerung wachgerufenen Vorgängen, Szenen und Situationen, noch andre — und dies sind wohl die meisten — sind gemischt aus alledem. Diese lassen sich „illustriren“ — wenn anders die betreffenden Szenen sich sonst zur Darstellung eignen.

Betrachten wir daraufhin die zwölf großen Bilder der Ausgabe, also diejenigen, die dem Künstler selbst gewiß als die zur Ausführung geeignetsten erschienen sind, so sehen wir, daß nur sieben davon wirklich darstellbare Vorgänge zeigen: das dritte, „Die Grenadiere,“ das vierte, „Belsazer,“ das achte, das Bild des unglücklichen Pfarrerhauses, das neunte, „Mein Kind, wir waren Kinder,“ das zehnte, die badende Elfe, das elfte, „Die Wallfahrt nach Keblaar,“ und das zwölfte, „Berg-Idylle.“ In welcher Verlegenheit muß Thumann gewesen sein, wenn das schließlich die Gedichte waren, an denen seine Phantasie hängen blieb! Was ist auf diesen Bildern zu sehen? Kann man sich etwas öderes denken als diese beiden flennenden Grenadiere, etwas nichtigeres als dieses Pletschbildchen: zwei Kinder im Hofe, die mit einer Katze spielen, etwas gewöhnlicheres als dieses plaudernde Liebespärcchen in der Berghütte? Illustrationen müssen reden, müssen erzählen, so deutlich wie die Gedichte selbst. Was aber erzählen diese Bilder? Eine Darstellung wie die zuletzt erwähnte könnte zu Dutzenden von Gedichten als Wandercliché verwendet werden. Nun aber die andern fünf — was stellen sie dar? Nummer eins zeigt ein Mädchen in idealem Kostüm im Walde stehend und mit geschwungener Art Späne aus einem Baumstamm schlagend. Was ist das? Eine Illustration zu den „Traumbildern,“ in welchen der Dichter erzählt, wie ihm von einer schönen Maid geträumt habe, die ihm erst am Brunnen sein Totenkleid gewaschen, dann im Walde seinen Sarg gezimmert, endlich auf der Heide sein Grab geschaufelt habe. Das erste und zweite dieser Traumbilder hat der Dichter selbst mit den Worten

Und als sie dies gesprochen kaum,
Zerfloß das ganze Bild wie Schaum,

Thumann aber rückt dieses wie Schaum zerfließende Bild, das nur in Gedanken und Worten überhaupt möglich und erträglich ist, sinnlich vor unsre Augen, und die Verlags-handlung hält dies für eine solche künstlerische That, daß sie gerade dieses Bild in Holzschnitt hat vervielfältigen und auf ihre Reklameprospekte drucken lassen! Weiter — Nummer zwei. Auf einer Leiter, die an eine Mauer gelehnt ist, steht ein junger Mann in altdeutscher Tracht, unten an der Leiter mehrere Bewaffnete, von denen der eine den oberstehenden an seinem

Mäntelchen erfaßt hat. Was ist das? Eine Szene aus dem graufigen Totentanzgedicht „Ich kam von meiner Herrin Haus,“ und zwar aus der Geschichte des „Fünften,“ der in dem geschilderten Totenchore „einen Strick um den Hals“ erscheint; er hatte im Leben des Grafen Tochter entführen wollen, war dabei ergriffen und an den Galgen geschleppt worden. Diese Geschichte, die im Heineschen Gedicht einem Totengespenst in den Mund gelegt wird, von dem sie der Dichter „in Wahnsinn und Mitternachtsgraus“ auf dem Kirchhofe erzählen hört, wird hier von Thumann so gemüthlich hingezeichnet wie eine Illustration zu einer Novelle. Weiter — Nummer fünf. Auf einem geflügelten Gaul, der mit derben Beinen durch die Luft abwärts rudert, reitet ein Jüngling in griechischem Kostüm, an den sich ein Mädlein schmiegt, welches nicht mit auf dem Gaul sitzt, sondern von dem Reiter unter den Armen gefaßt wird und so an seiner Seite schwebt. Unten auf dem Erdboden sieht man Palmenbüschel. Was ist das? „Auf Flügeln des Gefanges, Herzliebchen, trag' ich dich fort“ — also eine reine Phantasmagorie in die Wirklichkeit gerückt, ein duftiges sprachliches Gleichnis in einen stämmigen Pegasus verwandelt! So geht es weiter. Das sechste Bild zeigt „Ihn“ und „Sie“ in einem Rachen sitzend, in griechischen Gewändern. Sie lassen sich von Wind und Wellen treiben, er sitzt an den Mast gelehnt, sie hat ihr Köpfcgen auf seine Schulter gelegt. Das ist: „Mein Liebchen, wir saßen beisammen“; in der Ferne sieht man „die Geisterinsel, die schöne.“ Auf dem siebenten Blatt sitzt „Er“ auf einem Felsblock, an dem sich die Wellen des Meeres brechen. An seinem Halse hängt, mit ihren Armen ihn umschlingend und ihn auf den Mund küssend, eine junge, schlanke Meerfrau mit aufgelöstem Haar und langem, in den Wellen sich verflüchtendem Gewande. Das ist: „Der Abend kommt gezogen“.

Ein etwas erfreulicheres Geschäft, als diese großen, leeren Bilder zu betrachten, ist es, die zahlreichen Bildchen und Bignetten zu mustern, die in Holzschnitten und saubern, von Holzschnitten kaum zu unterscheidenden Zinkdrucken durch den Text hin verstreut sind. Zwar wird auch hier in vielen Fällen deutlich, wie verfehlt der ganze Gedanke gewesen ist, dieses Liederbuch durch die große Illustrationsmühle unsrer Zeit gehen zu lassen — man sehe z. B. die Darstellungen zu den Liedern: „Lieb Liebchen, leg's Händchen aufs Herze mein“ (Amor als Zimmermamt, Nägel in ein Herz schlagend), „Die Lotosblume ängstigt sich“ (ein Mädchen aus einer Lotosblume herauswachsend und sich entschleiern), „Ich grolle nicht“ (ein Weib auf Disteln liegend, dem die „Schlang' am Herzen frißt“), „Ein Fichtenbaum steht einsam“ (ein Mann und eine Frau auf Passionsblumen einander gegenüberstehend, beide in sichtlicher Betrübnis, darunter ein Fichten- und ein Palmenzweig), „Du bist wie eine Blume“ (zwei Engel einander gegenüber, mit Schild und feurigem Schwert eine Lilie schützend) u. a. Auch hier ist fast überall dem Beschauer ein Quidproquo vorgemacht: für das sprachliche Bild ist freischweg ein wirkliches Bild hingesezt. Aber es finden sich

unter diesen Säckelchen doch auch eine Anzahl hübscher Einfälle, so der Amor, der sich mit dem großen Stundenglase abmüht, („Es treibt mich hin, es treibt mich her“), ein anderer, der einen Fuchs mit einem Gänschen zusammengebracht hat (Donna Clara) u. ähnl. Allerliebste erdormen sind namentlich die Wignetten über den einzelnen Abteilungen des Buches.

Thumann erinnert uns mit jedem Jahre mehr an die alten Taschenbuchillustratoren, an Deser, Ramberg und Konsorten. Wie diese, hat er sich nachgerade bequem gemacht, hat sich angewöhnt, aus dem Kopfe zu zeichnen, sich mit möglichst wenig Figuren zu behelfen, ruhige Situationen, ja bloße Posen bewegten Szenen vorzuziehen. Auch in dem „Buche der Lieder“ wird zwar jedermann, und namentlich die Frauenwelt, insonderheit die junge, deren Liebling Thumann ist, sich erfreuen an den weichen, graziosen Umrissen seiner Gestalten, an dem geschmackvollen Aufbau seiner einfachen Gruppen. Diese nackten oder bekleideten Mädchengestalten mit ihren regelmäßigen, mandelförmigen Gesichtchen, diese schönen Jünglinge mit der niedrigen Stirn und dem krausen Haar, diese Engelsköpfehen, diese Rosenranken, diese flatternden Bänder, diese Blumen, Vögel und Insekten — welchem Auge möchten sie sich nicht einschmeicheln! Und dabei ist es eine wahre Freude, in Thumann einen Künstler zu sehen, der wirklich noch für den Holzschnitt zu zeichnen versteht. Aber daß die ganze Thumannsche Art zu „illustriren“ nachgerade anfängt recht eintönig zu werden, ist doch auch nicht zu leugnen. Es hätten sich selbst im „Buche der Lieder,“ so ungeeignet es im allgemeinen zur Illustration ist, Anlässe zu figurenreicheren, bewegteren, inhaltvolleren Darstellungen gefunden, aber Thumann hat sie offenbar geflissentlich gemieden. Wagt er sich wirklich einmal an eine bewegtere Handlung, so bleibt es bei bloßen Stellungen und kommt zu keiner Bewegung. Man sehe den auf der Leiter stehenden jungen Mann, der des Grafen Tochter entführen wollte und den die Knappen bei seinem Vorhaben ertappt haben. Sucht er sich nicht um, als sagte er: „Mami, lassen Sie mal das einfältige Zupfen sein?“ Mit wenigen Veränderungen könnte man aus ihm einen auf der Leiter stehenden Maurer machen, dem ein Handlanger ein Fäßchen Kalk zureicht; so gemächlich geht das Ganze vor sich. Daß es bei dieser Taschenbuchzeichnerei auch wieder an starken Verzeichnungen nicht fehlt, ist kein Wunder. Die Bettstelle z. B., in der der arme Wilhelm in der „Wahlfahrt nach Kevlaar“ liegt, ist ein ganz unmögliches Möbel; sie steht von links nach rechts, das Kopfende aber ist so gezeichnet, als ob sie von vorn nach hinten stünde. Jeder Akademiestudent würde das besser machen. In den anspruchslosen Bildchen der alten Taschenbuchillustratoren legt man auf solche Dinge kein Gewicht; wenn aber Taschenbuchbildchen wie die Grenadiere, das Pärchen im Nachen, die badende Elfe, die spielenden Kinder zu „Vollbildern,“ wie der Modeausdruck lautet, aufgebauscht werden — wo steckt die Fülle? doch nur im Format —, wenn sie in so prätentioser und luxuriöser Ausstattung erscheinen wie hier, dann sieht man nicht darüber hinweg.

In seiner typographischen Ausstattung gehört das Buch ohne Zweifel zu dem Schönsten, was bisher in dieser Art von Prachtwerken bei uns hergestellt worden ist. Die Anordnung des Textes der Lieder ist mit solcher Überlegung, ja mit solchem Raffinement gemacht, und die typographische Schönheit ist so rücksichtslos als die Hauptsache bei dem ganzen Buche in den Vordergrund gestellt worden, daß alles andre ihr hat sich beugen und ihr hat weichen müssen. Nicht bloß der Zeichner, sondern selbst der Dichter sind vollständig in das Belieben des Metteurs gestellt gewesen. Schon der Rezensent in „Nord und Süd“

hat auf diese Thatsache aufmerksam gemacht. Hat der Metteur eine Querleiste gebraucht, Thumann hat sie gezeichnet (wenn auch dabei aus einem im Lehnstuhl sitzenden Mädchen ein liegendes geworden ist), hat er für ein hufeisenförmiges Bild Verwendung gehabt, Thumann hat es geliefert, hat er eine halbe, eine viertel, eine achte Seite übrig gehabt, Thumann hat sie bereitwillig gefüllt. Man möchte darauf schwören, daß das ganze Buch erst probeweise im Satz hergestellt worden sei, ehe Thumann Erlaubnis erhalten hat, auch nur einen Strich zu zeichnen. Das nennt man würdige künstlerische Thätigkeit! Wiederholt sind, um ein tadelloses typographisches Arrangement zu erzielen, Gedichte umgestellt worden, ja mit einzelnen, die gar zu sehr genirten, ist kurzer Prozeß gemacht, sie sind einfach — weggelassen worden. In einem Falle scheint aber auch der Zeichner einen Ausfall veranlaßt zu haben: die „Seebilder“ fehlen ganz. Wahrscheinlich waren sie Thumann unbequem. „Das ist zu arg. Dagegen deckt die Verantwortlichkeit keines Metteurs. Eine Lücke von solchem Umfange entschuldigt nicht Nachlässigkeit oder Unverstand eines Einzelnen. Dafür ist die Verlags-Handlung selber anzuklagen. Wenn man sich einer solchen Verstümmelung schuldig weiß, dann ist man nicht berechtigt, auf das Titelblatt »Das Buch der Lieder« zu drucken.“ So der wackere Rezensent in „Nord und Süd.“ Wir haben dem nichts hinzuzufügen.

Das „diesjährige Prachtwerk“ — ob der illustrierte Heine das sein wird? Seit Jahren ist es ja Herkommen in Deutschland, daß der Bildungspolitiker, dem es sonst das ganze Jahr über nicht einfällt, den Fuß über die Schwelle eines Buchladens zu setzen, zu Weihnachten zwei Bücher kauft: ein Bilderbuch und ein Lesebuch. Das Bilderbuchbedürfnis hat in den letzten Jahren der Tizische Verlag in Leipzig abwechselnd mit einigen Stuttgarter Verlegern, das Lesebuchbedürfnis der deutsche Universitätsprofessor Georg Ebers abwechselnd mit dem deutschen Universitätsprofessor Felix Dahn befriedigt. Vom Jahre war die Gruppierung so: „Amor und Psyche“ — „Ein Wort,“ vor zwei Jahren — ja wie war sie doch gleich vor zwei Jahren? Die glücklichen Empfänger werdens vielleicht noch wissen. Diese Modebücher vergift man ja so schnell wie die Kleidermoden. Wenn es in der bisherigen Weise weiterginge, dann würde es dies Jahr heißen: „Heines Buch der Lieder“ — „Biffula.“ Aber ob es so weiter gehen wird? Wenn nicht alle Zeichen trügen, so vermindert sich doch von Jahr zu Jahr die Zahl der großen Kinder, die sich zu Weihnachten im Buchladen das übliche Zehnmarkstück und das übliche Zwanzigmarkstück für goldschillernde Einbände aus der Tasche locken lassen, und es vermehrt sich die Zahl der Denkenden, Prüfenden und Urteilenden. Diese aber werden, wenn sie nur ein Viertelstündchen ernstlich Umschau halten wollen, gewahr werden, wie thöricht sie gewesen sind, sich jedes Jahr jene Allerweltsbücher in die Hände spielen zu lassen.

* * *

